

Ein gescheiterter Versuch, die Uhrmacherei *Siegfried Wagner* im Schramberger Umland anzusiedeln

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erlebte die hausgewerbliche Uhrmacherei im Hochschwarzwald einen bis dahin ungeahnten Aufschwung der Produktion. Kaum einhundertzwanzig Jahre nachdem die ersten Schwarzwälder daran gegangen waren, sich ihren Lebensunterhalt mit der Anfertigung von Holzuhren zu verdienen, waren es nun gut 1500 Meister, die mit ihren Gesellen, Lehrlingen und Familienmitgliedern mehr als eine halbe Million Uhren jährlich herstellten. Diese Uhren gingen vom badischen Schwarzwald aus nach ganz Deutschland, in alle europäischen Staaten, in die ganze bewohnte Welt.¹ Hauptabnehmer waren aber nicht, wie man dem farbenfrohen-rustikalen Erscheinungsbild nach urteilen möchte, die bäuerlich geprägten Regionen der betreffenden Länder. Die traditionell arbeitende Agrarwirtschaft hatte keinen dringenden Bedarf an Uhren. Nur wo die Landwirtschaft kapitalisiert war, d. h. wo Lohnarbeiter eingesetzt wurden, noch mehr aber verständlicherweise in den Gebieten, wo die Industrialisierung Hunderttausenden von Lohnarbeitern Beschäftigung gab, entstand eine breite Nachfrage nach billigen Zeitmessern, wie es die Schwarzwälder Uhren waren. Und weil das Heer der Arbeiter überall unaufhaltsam anwuchs, sich immer mehr Menschen dem Diktat fester Arbeitszeiten unterwerfen mußten, ließen sich billige Uhren auch ohne Schwierigkeiten verkaufen; die Aufnahmefähigkeit der internationalen Märkte schien schier unbegrenzt.

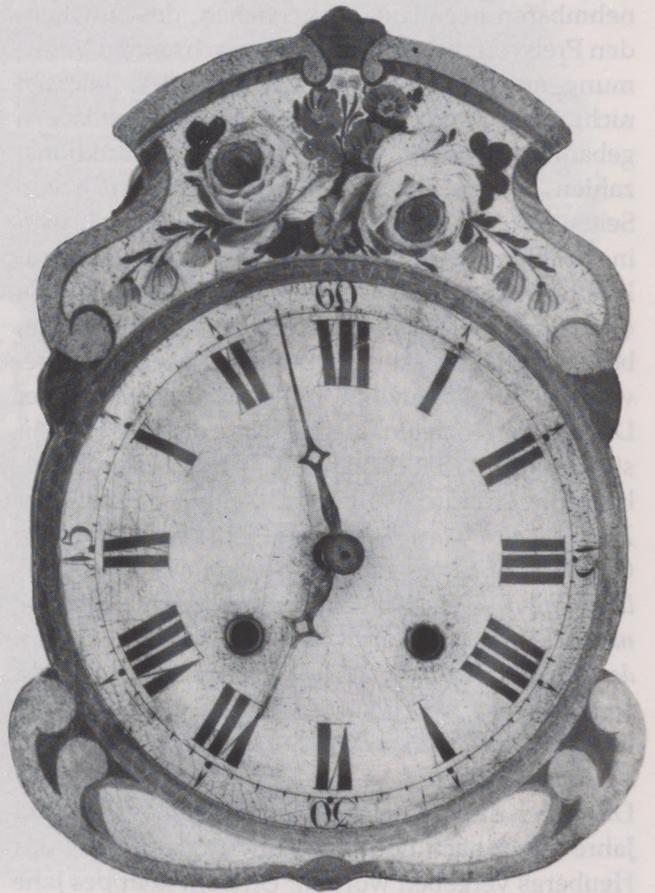
Dem badischen Hochschwarzwald brachte die hausindustrielle Uhrmacherei eine gewisse Prosperität, jedenfalls solange die Uhren Preise brachten, die noch die Erwirtschaftung eines Gewinnes zuließen; denn es zeigte sich schon bald, daß der Markt nur dann unersättlich war, wenn die Preise fielen. Dennoch boten die Uhrengelände des Hochschwarzwalds ein verlockendes Beispiel relativen Wohlstands für die angrenzenden Ortschaften des württembergischen Schwarzwaldkreises, wo die wirtschaftliche Lage vor allem der unterbäuerlichen Schichten, der Häusler und Tagelöhner, noch sehr viel bescheidener war. Kein Wunder also, daß man versuchte, die Uhrmacherei auch hier anzusiedeln. Am besten gelang dies noch in Schwenningen, wo es bereits 1767 zwei Uhrmacher gegeben hatte. 1830 waren es immerhin schon sieben, und bis 1839 hatte sich die Zahl auf respektable 69 – einschließlich 20 Vorarbeiter – erhöht. Von Schwenningen breitete sich das Uhrengewerbe auf einige Nachbarorte aus

wie Trossingen, Tuningen, Talheim, Schura, Deißlingen, ohne dort aber bleibende Bedeutung zu erlangen.²

Für Schramberg, Ende des 19. Jahrhunderts noch vor Schwenningen das Zentrum der deutschen Uhrenindustrie, läßt sich im 18. Jahrhundert noch kein Uhrmacher nachweisen. Als erste dürften hier Johannes (* 1782) und Franz Anton (* 1786) Nagel dieses Gewerbe ergriffen haben. Belege für ihre Tätigkeit als Uhrmacher finden sich aber erst für die Zeit nach 1820. In den darauf folgenden Jahren nahm das Gewerbe keinen wesentlichen Aufschwung, noch 1843 gab es lediglich sechs Meister in Schramberg mit vier Gesellen und sechs Lehrlingen.³

Von Beginn an hatten diese Schramberger Uhrmacher einen schweren Stand gegen die übermächtige badische Konkurrenz, ja sogar von württembergischen Kollegen wurde ihnen der eigene lokale Markt streitig gemacht. So beschwerte sich der Schramberger Uhrmacher Schweizer 1829 beim Schultheißenamt Alpirsbach, weil ein dort ansässi-

Schwarzwälder Lackschilduhr aus dem vorigen Jahrhundert.



ger Uhrmacher Gut ihm das Leben schwer machte: Der kam, beklagte er sich, *schon einige mal hieher u. in die Gegend, Hausirte mid neuen, und reparaite alte Uhre Und machte mir gehorsamst Unterzeichneten empfindlichen Schaden. Derselbe soll nach fernemen weder Bürger noch sonst ansässig in Alpirsbach sich aufhalten, weshalb er auch keiner Bürger noch sonstig Abgaben Verstiren wird und dieses mir nach den neurig Gesezen sunderbar erscheint, indem ich mein Gewerbe hir Versteiren muß, durch denselben aber die Arbeit u. der Verdienst in meiner Gegend sich verliren dutt; Dan dieser Gut had imer 6 – 7 Gesellen nach aufsag zu Arbeiten, so sehe ich mich veranlast, mich bey Eirem Königlich Hoch-löblichen Oberamnd gegen das Benehmen des Guts zu beschweren, und gehorsamst zu bitten, mich über die Unfugnisse desselben gefüligst zu belehren, und zuschizen.*⁴

Da das ländliche Uhrengewerbe aber nicht zünftig war und daher jeder, der wollte, Uhren herstellen und sich «Meister» nennen konnte, ohne eine entsprechende Ausbildung nachweisen oder eine besondere Genehmigung einholen zu müssen, wies das Oberamt in Oberndorf Schweizers Beschwerde als unbegründet zurück.

Württemberg unterstützt die hausgewerbliche Uhrmacherei als zukunftssträchtige Industrie

Trotz aller Hindernisse, trotz der allseits wahrnehmbaren negativen Wahrzeichen, des anhaltenden Preisverfalls für Uhren, der wachsenden Verarmung auch der badischen Uhrmacher, blickten nicht nur mittellose Tagelöhner und Kleinstbauern gebannt auf die emporschnellenden Produktionszahlen des badischen Uhrengewerbes. Auch von Seiten der württembergischen Regierung sah man in der hausgewerblichen Uhrmacherei eine zukunftssträchtige «Industrie». Da man aber auch die offensichtlichen Startschwierigkeiten wahrnahm, beschloß die Regierung in Stuttgart, geeigneten Bewerbern Unterstützung in Form unverzinslicher Darlehen anzubieten. In einer Note des Finanzministeriums vom 28. Februar 1837 hieß es zur nachträglichen Begründung dieser Maßnahme: *In neuester Zeit ist diesem Handel die Erweiterung des Zollvereins-Gebietes zu Statten gekommen, indem sich in den östlichen preußischen Provinzen eine sehr lebhaft Nachfrage nach Schwarzwälder Uhren zeigt. Unter solchen Umständen dürfte daher die Fürsorge der Staatsregierung, die Uhrmacher auf dem Württembergischen Schwarzwald und dem badischen auf gleiche Stufe zu bringen, ihre volle Begründung finden.*⁵

Die ersten dieser Darlehen waren bereits etwa zwei Jahre zuvor nach Locherhof und in das Gebiet des Heubergs vergeben worden. Und ein knappes Jahr

später wurde auch aus der Nachbarschaft Schrambergs, aus dem Dorf Aichhalden, ein Antrag gestellt. Die schwierige Situation, in der sich die Gemeinden dieser Gegend befanden, ließen sie große Erwartungen in die Einführung der Uhrmacherei setzen, wie das aus einer Stellungnahme der Gemeinde Aichhalden zu diesen ersten Anträgen deutlich wird: *Der Gemeinderath von Aichhalden unterstützt die Bitte mit der Bemerkung, daß die Einführung dieses Gewerbebezweiges für jene Gegend um so vortheilhafter sei, als dort alles Gewerb und jeder Verkehr stoke, die Landwirthschaft wegen des schlechten Bodens und der unguünstigen lage beinahe keinen Ertrag gewähre und die ärmere Klasse sich fast nicht zu nähren wiße.*⁵

Sowohl Aichhalden als auch die Nachbarorte Sulgen und Sulgau – sie hatten 1841 1256, 970 und 345 Einwohner – sind nach Angaben der Gemeinderäte mit verschiedenen Grundherrlichen Abgaben belastet und besitzen kein Gemeindevermögen. Ihre wirtschaftliche Lage ist verzweifelt, denn *es bieten sich in diesen Gemeinden, in welchen Viele sich und ihre Familien nur kümmerlich zu ernähren im Stande sind, keine Erwerbsquellen von einiger Bedeutung dar.*⁵ Illustriert werden diese Schilderungen durch die defizitären Haushaltszahlen des Jahres 1836:

	Aichhalden	Sulgen
Aktivvermögen	147 fl 32 xer	707 fl 34 xer
Passiv	8264 fl 8 xer	923 fl 29 xer
Deficit	6792 fl 36 xer	215 fl 55 xer

Man war sich in den genannten Gemeinden im klaren darüber, daß nur eine verstärkte Gewerbetätigkeit aus der Notlage herausführen konnte. Ebenso klar sah man aber auch, daß dies nicht aus eigenen Kräften zu leisten war. Als nun die Regierung anbot, die Einführung der Uhrmacherei zu fördern, griff man nach den Geldern wie der Ertrinkende nach einem Strohalm, obwohl es abzusehen war, daß die Mittel der Bewerber auch bei großzügiger Unterstützung nicht weit reichen würden: *So glaubt der Gemeinderath von Aichhalden, daß die (. . .) Bittsteller zuerst und um so mehr eine Unterstützung von Seiten des Staats nöthig haben, da sie Gründer der Uhrenfabrikation in der Gemeinde seyen und sie sich durch Einführung des Gewerbes erschöpft haben und aus ihrem eigenen Vermögen die Sache nicht höher zu treiben vermögen.*⁵

Erstaunlich weitsichtig versuchten die Aichhalddener die Kleingewerbler wenigstens dadurch zu stärken, daß man sie aufforderte, sich zu größeren und damit leistungsfähigeren Produktionseinheiten zusammenzuschließen. Aber vergeblich: *Es hat zwar der Gemeinderath in Aichhalden früher den Wunsch ausgedrückt, es möchten die sämtlichen Uhrenmacher sich in Ihrem Gewerbebetrieb vereinigen, um dadurch den vorgestellten Zweck desto eher zu erreichen, und er hat deshalb*

unterm 18ten August 1836 das Bedenken ausgesprochen, ob bey der Vereinzelung überhaupt ein Anlehen nur nützlich wirken werde (. . .). Allerdings ist übrigens zu bedauern, daß ein solches Zusammenwirken zur Zeit keinen Eingang findet.⁶

Die Abneigung gegen jede Form eines wirtschaftlich sinnvollen Zusammenschlusses teilten die Uhrmacher der Schramberger Gegend mit praktisch allen Kleingewerblern der Zeit. Ein fahler Abglanz von Handwerksstolz und Zunftherrlichkeit lag über der Hausindustrie, der ein realistisches Bewußtsein für die eigene soziale Wirklichkeit kaum aufkommen ließ. In mythisierter Form ist dieser Abglanz noch auf uns gekommen durch all die bunten Publikationen und fremdenverkehrsdielichen Heimatmuseen, die nicht müde werden, den Ruhm der kauzigen Spintisierer und Tüftler zu beschwören, die das Ersinnen immer neuer Uhrwerke als eine Art Denksport am winterlichen Kachelofen betrieben haben. Heute wie vor 150 Jahren wird dabei das falsche Prachtgemälde von der Schwarzwälder Tüftlereinsamkeit als Wunschbild der industriellen Maschengesellschaft entgegengesetzt; wie heute galt

auch damals die Arbeit der Selbständigen mehr als die der abhängig Beschäftigten. Ein Hausgewerbler, der kaum in der Lage war, sich und seine Familie zu ernähren, lebte im Bewußtsein, besser dran zu sein als der Arbeiter, der in eine der allenthalben entstehenden Fabriken gehen mußte, auch wenn er tatsächlich weniger verdiente und ihn die Sicherheit, die ihm die eigene Nebenerwerbslandwirtschaft bot, lediglich dazu brachte, seine Arbeitskraft um so billiger zu verschleudern. Die Angst der Uhrmachermeister vor dem Verlust ihrer Selbständigkeit war deshalb nicht in ihrem, wohl aber im Sinne der Regierenden, trugen diese sich doch überall in Europa mit der Furcht vor der sozialen Sprengkraft, die die Proletarisierung der Gesellschaft, die Herausbildung einer breiten, besitzlosen Arbeiterschaft, zwangsläufig mit sich bringen mußte. Nur so ist die Absicht der württembergischen Staatsregierung zu verstehen. Sie wollte mit ihren Darlehen eine bereits überholte Produktionsweise nicht aus wirtschaftspolitischen, sondern aus sozialpolitischen Gründen konservieren.

Blick in eine Werkstatt, in der Flötenuhren hergestellt werden; Holzstich aus der Zeit um 1850.



Es ist deshalb umso bemerkenswerter, daß der Aichhaldener Gemeinderat versucht hat, einen Zusammenschluß der ortsansässigen Uhrmacher wenigstens bei der Beantragung eines Darlehens zu erwirken, um dadurch auch eine weiterführende Zusammenarbeit zu initiieren. Der Gemeinderat versprach sich von einer solchen Kooperation zumindest eine Steigerung der Wirtschaftskraft und damit etwa Vorteile beim Einkauf: *So wäre bei ihnen ein größerer Gewinn zutheil geworden, wenn sie ihr Fabrikat hätten verstärken können, und beim Großkrämer oder Kaufmann ums baare hätten einkaufen können.*⁷

Das Vorhaben scheiterte jedoch am Widerstand zumindest eines der Betroffenen, der es ablehnte, *über die Verwendung eines ihnen zusammen zu bewilligenden Anlehens in irgendeine Verbindung oder Gemeinschaft zu treten.*⁷ Lediglich eine für das Gewerbe allerdings längst typische Arbeitsteilung zwischen den einzelnen Produzenten konnte vermeldet werden, aber auch diese funktionierte durchaus nicht in der idealen Weise, wie sie beschrieben wurde: *Die Bittsteller treiben das Geschäft nicht auf gemeinsame Rechnung, stehen aber insofern in näherer Geschäftsverbindung miteinander, als Haas die Uhrengestelle und Haigis die gemachten Uhren-Schilder an Zehnder liefert.*⁸

Arme Bürger aus Aichhalden, Sulgau und Sulgen suchen um staatliche Darlehen zur Gewerbeförderung nach

Angefangen hat die Uhrmacherei in Aichhalden wahrscheinlich Mathäus Schuler im Jahre 1834. Schuler war damals 24 Jahre alt. Er hatte das Uhrmachen im Badischen erlernt und war um 1830 mit seinen Brüdern Basilius und Bernhard nach England auf den Uhrenhandel gegangen. Nachdem sie 1832 oder 1833 wieder zurückgekehrt waren, blieb Mathäus in Sulgen, während seine Brüder als Uhrhändler nach Schlesien auswanderten. Da Schuler die Uhrmacherei anscheinend nicht ohne Erfolg betrieb, nehmen auch drei andere Aichhaldener Bürger dieses Gewerbe auf: Josef Moosmann, der 30jährige Kaspar Haas, ein ehemaliger Tagelöhner, der nun als Gestellmacher arbeitete, und der 48jährige Andreas Zehnder, der bisher in einer der Aichhaldener Mühlen gearbeitet hatte. Zehnder und Haas sowie der Sulgener Johann Jakob Haigis waren es, die im Jahre 1836 beim Innenministerium Unterstützung aus Gewerbeförderungsmitteln beantragten.

Zehnder, Schuler und Haigis beschlossen, um ihre Chancen zu verbessern und sich nicht ganz dem schwer verständlichen Schriftverkehr zwischen den Behörden auszuliefern, *daß wir von uns wegen Erhal-*

*tung eines unverzinslichen Kapitals aus der StaatsCasse zu betreibung unsrer Uhrenmacherey, selbst auf Stuttgart gehen müst.*⁹ Dieser Gang in die ferne Landeshauptstadt war für einen armen Tagelöhner aus dem Schwarzwaldkreis schon eine größere Unternehmung, und die vielfältigen Gefahren, die am Wegesrand lauerten, waren schwer kalkulierbar. Stuttgart gehörte schon zur «Fremde»; und gerade dies mag paradoxerweise erklären, warum die Schwarzwälder so mutig in alle Welt auf Uhrenhandel gingen, denn wo das Unbekannte schon hinter dem nächsten Bergrücken beginnt, ist mit dem Verlassen des unmittelbar Bekannten schon der größte Schritt getan. Ob Stuttgart, Berlin oder London ist dann nur noch eine Frage der Entfernung. Unsere Uhrmacher jedenfalls kamen überein, daß es vernünftig sei, wenn sich einer allein aufmachen würde, das Anliegen aller vorzubringen, und die Wahl fiel auf Zehnder. Aber dieser hatte, kaum zurück von seiner Reise, Grund zu klagen. *Am Morgen da ich im Begriff war meine Reise auf Stuttgart vorzunehmen, ging ich zu Matheus Schuler und derselbe unterschrieb meine in handen habende Bittschrift. ich sagte ich sollte auch Geld haben er gab mir aber zur Antwort, ob ich nicht genug habe, ich sagte, ich habe wohl etwas Geld. allein man weiß nicht wie es geht wen man in fremden Lande ist.*⁹

Zehnder wollte von seinem Kollegen Schuler eine Kostenbeteiligung von fünf Gulden, die dieser aber nicht bezahlen wollte. Der Gemeinderat billigte jedoch die Forderung und verurteilte Schuler zum Zahlen. Diese Episode mag vielleicht ein wenig die Verhältnisse beleuchten, aus denen die Betroffenen kamen. Wegen fünf Gulden wurde da schon der Gemeinderat angerufen, weil keiner der Beteiligten eine solche Summe – etwa der Preis für zwei billige Schwarzwalduhren – ohne weiteres ausgeben konnte.

Entsprechend gering waren die Vermögensverhältnisse, wie sie in den Darlehensanträgen dargelegt wurden. Mathäus Schuler konnte immerhin 600 Gulden Vermögen vorweisen. Johann Jakob Haigis war mit etwa 200 Gulden schon weit schlechter dran, und ganz ähnlich sah es auch aus mit Zehnder: *Andreas Zehnter zu Aichhalden, verheiratet, 48 Jahre alt, hat sich früher mit Tagelöhnen ernährt, hat einen eigenen Sohn, Johannes Zehnter, 15 Jahre alt und einen (. . .) unehelichen Sohn seiner Ehefrau, Johannes Kopp 16 Jahre alt, welche beide Lehrjungen sind. Zehnter besitzt kein Vermögen, hat sich durch Beihilfe guter Freunde den Uhrmacher Werkzeug angeschafft und arbeitet mit einem Gesellen, welcher die obengenannten Lehrjungen unterrichtet. Er steht in einem guten Rufe.*¹⁰

Ihrem Beispiel folgend beantragten bald darauf auch die Sulgauer Uhrmacher Andreas Martin von



Gesamtansicht von Sulgen bei Schramberg; Postkarte nach einem Ölbild von K. Heberle aus dem Jahr 1913.

Schönbronn, Johannes Obergfell ebenfalls von Schönbronn, Christian Obergfell und Christian Wößner sowie die Schildermaler Reiner und Jäckle ein Darlehen. Nach einigem Hin und Her erhielten schließlich Zehnder 500, Haigis 300 und Martin 400 Gulden aus der Staatskasse.

Auch für die Sulgauer galt, was wir über die bescheidenen Verhältnisse der Aichhaldener festgestellt haben. Sie waren arm; die meisten hatten früher als Tagelöhner gearbeitet, und keiner hatte sein Gewerbe bei einem Meister des Faches gelernt. In der Uhrmacherei sahen sie wohl die seltene Chance, ihre Situation kurzfristig zu verbessern. Ihre Ausgangsposition war aber schon ungünstig. Die Anschaffung des benötigten Handwerkszeugs war zu dieser Zeit bereits eine größere Investition, da auch bescheidenste Gewinne nur noch bei hohen Stückzahlen gemacht werden konnten und diese wiederum nur mit Hilfe aufwendigeren Werkzeugs erreichbar waren. 200 – 400 Gulden mußten für eine gute Ausrüstung aufgebracht werden, und das konnten die wenigsten aus eigenen Kräften leisten. Kaum einer besaß nennenswertes Vermögen, höchstens ein Häuschen und vielleicht ein kleines Stück

Land. Als Andreas Zehnder die Uhrmacherei aufnahm, baute er sich ein neues Haus und kaufte für 250 Gulden Werkzeug – *Drei Trehstuhl ein Zahnstuhl in Sum alles Geschirr was sich zu der Uhrmacherei eignet* – und mußte sich dafür mit über 800 Gulden verschulden. Damit hatte er sich aber immerhin ausreichende Arbeitsbedingungen geschaffen.

Von den Sulgener Uhrmachern hatte noch 1842 nur einer – Philipp Haas – eine richtige und voll ausgestattete Werkstatt. Die anderen arbeiteten mit unzureichenden Hilfsmitteln in ihren Wohnstuben. So verwundert es nicht, daß Johann Jakob Haigis fast die Hälfte der 300 Gulden Gewerbeförderung zur *Erweiterung seines Wohnraumes und den erforderlichen Raum zum Betrieb seines Gewerbes zu gewinnen, verwendet, den Rest aber zum Einkauf von Schildbrettern und Farbe gebraucht hat*. Haigis besaß bei Antragstellung nur 200 Gulden reinen Vermögens in einem kleinen Häuschen und einigen Grundstücken. Er hatte mit 46 Jahren die Schildmalerei angefangen, nachdem auch er *wegen Kränklichkeit nicht mehr zu schweren Tagelöhnerarbeiten fähig* war.¹² Die Schildmalerei hatte den Vorteil, daß sie keine großen Werkzeuganschaffungen verlangte, andererseits war sie jedoch nicht gut in der

Wohnstube zu betreiben, da die Farbdämpfe und Farbabschliffe gesundheitsschädlich waren. Verständlich also, daß sich Haigis einen kleinen Werkstatttraum anbaute. Da er jedoch in seinem Antrag auf Gewerbeförderung angegeben hatte, er wolle für die Hälfte des Geldes Schildbretter von einem Schildbrettmacher kaufen und für den Rest Farben, wurde ihm das Darlehen – er hatte 180 Gulden Vorschuß erhalten, wovon er 114 Gulden für den Anbau verwendete – postwendend wieder aberkannt, und er mußte die Schildmalerei dank des Pflichtbewußtseins des zuständigen Beamten wieder aufgeben, kaum daß er damit begonnen hatte.¹² Ebenso stellten nach knapp einem Jahr auch der Gestellmacher Haas und der Uhrmacher Moosmann *aus Mangel an Mitteln*, wie der Gemeinderat nach Stuttgart berichtete, ihr Gewerbe wieder ein.¹²

Um das Haigis aberkannte Darlehen bewarb sich Anfang 1840 der Sulgener Uhrmacher Philipp Haas. Er war damals 25 Jahre alt, arbeitete bereits mit zwei Gesellen und einem Lehrlingen. Aus dem Bewerbungsschreiben, das er sich am 17. Januar 1840 schreiben ließ, spricht ein Selbstvertrauen, das ihn aus dem Kreis seiner Kollegen hervorhebt:

Königlich Majestät!

auf dem badischen Schwarzwald erlernte ich die Uhrmacherei, worin ich mich dermaßen perfektionierte, daß ich Werke von größerer Bedeutung zu fabrizieren mir getraue, und ich würde mich bereits in größere Unternehmungen eingelaßen haben, wäre nicht mein Vermögen und Credit zu schwach.

Von meinem Vermögen á 600 f steken bereits in meinem Handwerkszeug 350 f, dessen Verfullständigung immerhin noch 80 – 100 ferfordert, das übrige aber stekt in Materialien. Und ob ich gleichwohl als fleißiger und geschickter Uhrenmacher bekannt bin, so bin ich doch noch zu kurz in der ehe und im selbständigen Betriebe der Uhrmacherei, als daß mein Credit sich also hätte heben und befestigen können, daß mir nicht noch fremde Hilfe noth thäte, um mein Gewerbe nach meiner Absicht zu vervollkommen und zu erweitern. Diese Hilfe aber kann ich weder von Freunden, die mit sich selbst zu schaffen haben, noch von der Gemeinde, der ich angehöre erwarten, da diese ohne Revenüen in dem Falle ist, ihre eigenen Bedürfnisse durch Umlage zu deken, daher ich an Euer Koeniglichen Majestät die allerunterthanigste Bitte wage:

mir des Endes mit einem unverzinslichen Darlehen von 300 faus Staatsmitteln huldreichst unter die Arme greifen zu wollen wofür ich genügend Sicherheit durch Bürgschaft zu leisten im Stande bin. Der allergnädigsten Willfahr dessen mich getröstend ersterbe ich in tiefster Ehrfurcht Euer Koeniglicher Majestät allerunterthänigster Philipp Haas.¹³

Über die Hälfte seines Vermögens hatte Haas schon

in sein Werkzeug gesteckt; mit dem Darlehen, das er schließlich erhielt, schuf er weiteres an: einen Drehstuhl für 30, einen Schraubstock für 15 und einen Spindelbohrer für 36 Gulden. Für den Rest des Geldes kaufte er Materialien. Damit hatte er genug Werkzeug für sich und fünf Arbeiter. Er beschäftigte aber nie so viele Gesellen und Lehrlinge, denn besonders Gesellen waren schwer zu bekommen, *da jeder lieber auf dem eigentlichen Schwarzwald arbeitet als in unserer Gegend und immer noch zu wenige diesseitige Staatsangehörige sich diesem Gewerbe widmen.*¹⁴ Haas erwirtschaftete im Jahre 1839 einen Gewinn von etwa 200 Gulden. Das war für seine Umgebung nicht schlecht, im Vergleich zum Verdienst der badischen Uhrmacher aber erbärmlich wenig.

Der Lehrling als billige Arbeitskraft zahlte Lehrgeld, der Geselle sparte, um sich selbständig zu machen

Philipp Haas und Mathäus Schuler waren die einzigen unter unseren Uhrmachern, die das Gewerbe bei einem badischen Meister erlernt hatten. Zwar ging nun eine ganze Reihe junger Männer aus dieser Gegend nach Baden in die Lehre – 1841 arbeiteten z. B. alleine aus Lauterbach 25 Jünglinge im Badischen¹⁵ –, die meisten von ihnen scheinen aber wegen der geringen Löhne nicht nach Württemberg zurückgekehrt zu sein.

Als die württembergische Regierung 1837 drei jungen Aichhaldenern das Lehrgeld teilweise oder ganz erstattete, um ihnen die Möglichkeit zu geben, bei einem bekannten Uhrmacher in Triberg in die Lehre zu gehen, mußten diese sich deshalb verpflichten, nach Abschluß der Lehre in ihre Heimat zurückzukehren, um dort ihren Beruf auszuüben. Zwei von ihnen kamen auch tatsächlich zurück; einer, Josef Braitsch, fand Arbeit in Sulgen, der andere, Siegfried Haas, arbeitete etwa ein Jahr bei Mathäus Schuler in Aichhalden, lief ihm aber davon und ging nach Hornberg. Der dritte, Kaspar Flaig, der als einziger das ganze Lehrgeld erhalten hatte, wollte nicht mehr nach Hause zurückkehren, nachdem seine Lehre bei dem Triberger Uhrmacher Kölestin Hör beendet war, und blieb als Geselle in Triberg; er zog es vor, das vorgestreckte Lehrgeld zurückzuzahlen.¹⁶

Josef Braitsch erhielt 1837 das halbe Lehrgeld erstattet. Er hatte sich verpflichten müssen, *das Gewerbe einige Jahre lang in der Heimath zu treiben, soll Fabrikation von kleinen Uhrenvorzugswerken seine Aufmerksamkeit schenken.*¹⁶ Braitsch hatte schon zuvor in Neukirch, Oberamt Triberg, gearbeitet und beantragt, da er heiraten wollte, seine Braut Franziska Seng in Aichhalden bürgerlich annehmen zu wollen. *Josef*

Aichhalden



Aichhalden bei Schramberg, Postkarte aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, aufgenommen vom Mühlweg, alte Sulgener Straße.

Braitsch, Uhrenmacher wolle aber noch einige Zeit mit seiner Braut sich in Neukirch aufhalten, um dort sein Gewerbe zu treiben, aus dem Grund, weil seine Profession für ihn vortheilhafter in Neukirch ist.¹⁷

Der Gemeinderat war aber einer solchen Einbürgerung gegenüber skeptisch. Zu viele Arme lasteten schon auf der Gemeinde, als daß man sich das Risiko aufbürden konnte, ihre Zahl noch unnötig zu erhöhen. Wie es damals durchaus üblich war,¹⁸ verlangte er ein Vermögenszeugnis der Braut, denn nur wenn Gewißheit bestand, daß sich die Frau auch alleine ernähren konnte – mit einem frühen Tod mußte in den ärmeren Klassen jederzeit gerechnet werden –, war eine Einbürgerung vertretbar. Braitsch brachte dann auch tatsächlich einen Nachweis über 421 Gulden Vermögen seiner Auserwählten, allein die Gemeindevertreter waren damit nicht zufrieden. Einerseits zweifelten sie an der Richtigkeit des Vermögensnachweises, andererseits wollten sie durchaus, daß Braitsch selbst seinen Anteil an der geforderten Mindestsumme bei einer Verheiratung nachweist: . . . weil der Gemeinderath an dem Vermögen der Braut mit 421 fein Zweifel setzt, und nicht so viel habe, Weil es sich öfters schon ereignete, das gute Freunde den Betheiligten, solches Geld vorgestreckt und nach geschähener Aufnahme mit Bürgerrecht wieder zurück bezahlt wurde, mithin der Ortsvorstand dadurch geteuscht und am Ende die arme Familie der Gemeinde zur Last falle. Aus diesem Grund verlangte der Gemeinderath umso gewisser auf den Grund zu kommen. ob die Braut das Vermögen habe, entweder das Geld oder einen Pfandschein, so wird einstimmig beschlossen, das nach dem Gesetz als 2ter Classe die Eheleute 800 f Vermögen haben sol-

len u. da man überzeugt ist, das Josef Braitsch gar nichts an Vermögen hat, weil von seinen Eltern in gar keinem Falle ein Kreuzer zu hoffen ist, Wird beschlossen, das auß diesem Grund vom Gemeinderath Josef Braitsch in Betracht der Aufnahme seiner Braut Franziska Seng abgewiesen sei, außerdem sie bringen das gesezliche Vermögen als Orts 2ter Classe zusammen.¹⁹

So scheiterte denn die Verhehlichungsabsicht des späteren Uhrmachers Josef Braitsch daran, daß er nicht genügend Geld hatte und der Gemeinderat auch nicht gewillt war, seinen Beruf als Sicherheit für eine Hypothek auf die Zukunft zu akzeptieren. So wie die Verhältnisse waren, kann man deshalb verstehen, daß die im Badischen arbeitenden Gesellen wenig Lust verspürten, in ihre württembergische Heimat zurückzukehren.

Zwar hatte man auch auf der badischen Seite Grund genug, eine zunehmende Minderung der Existenzgrundlage zu beklagen, doch konnte ein Geselle hier, hatte er die Lehrzeit erst überstanden, immer noch gut seinen Lebensunterhalt verdienen. Für die Lehrzeit mußte gewöhnlich dem Meister ein Lehrgeld entrichtet werden, obwohl ein Lehrling nichts anderes war als eine billige oder fast kostenlose Arbeitskraft. Die Produktionszahlen der einzelnen Meister zeigen, wie stark der Umsatz von der Anzahl der beschäftigten Lehrlinge abhing. Von einer regulären Handwerkslehre konnte deswegen nicht die Rede sein. Die überwiegende Mehrzahl der sogenannten Meister hatte selbst keinerlei qualifizierte Ausbildung genossen und war nicht in der Lage, dem Lehrbuben mehr zu vermitteln als die paar Handgriffe, die er benötigte, um die meist sehr

einfachen Werke zusammensetzen. Mit seinen zwei oder drei Jahren Lehrzeit verdiente sich der Lehrling aber sauer das Recht, als Geselle gegen Lohn arbeiten zu dürfen. Deshalb verwundert es nicht, daß er dann dorthin ging, wo er am meisten verdienen konnte, denn nur wenn es ihm gelang, von seinem Gesellenlohn genug zusammenzusparen, um sich einmal ein eigenes Werkzeug und ein eigenes Haus kaufen zu können, konnte er sich als Meister selbständig machen, um so auf eigene Rechnung arbeitend sich vielleicht den Traum vom bescheidenen Wohlstand zu erfüllen.

Familienwirtschaft: Kleinstandwirtschaft und selbstausbeuterisches Hausgewerbe unter einem Dach

Doch in der Schramberger Gegend boten sich solche Perspektiven weit weniger als im Badischen, wo die Bedingungen im Uhrengewerbe immer noch besser waren, obwohl sich eine ständig vergrößernde Zahl von Gewerbetreibenden gegenseitig Konkurrenz machte, die Preise deswegen fielen, die Arbeitszeiten immer länger wurden, bis sie täglich 12, 14, ja 16 Stunden erreichten und sich die Uhrmacher mit ihren Familien – gleich wie andernorts die unter ähnlichen Bedingungen arbeitenden Weber und Spinner – einer mörderischen Selbstausbeutung auslieferten. Dennoch war die Lage dort noch hinreichend stabil, anders als in Württemberg. In den genannten Nachbarorten Schrambergs stieg zwar die Uhrenproduktion in den Jahren 1838 – 40 von etwa 1700 auf 2100 Uhren jährlich an – unter den mehreren hunderttausend des gesamten Schwarzwaldes eine verschwindende Menge –, und auch der Umsatz pro Meister stieg von etwa 400 auf gut 500 Gulden; davon wollten aber noch Gesellen und Materialkosten bezahlt sein. Aber damit war der Höhepunkt bereits überschritten. Kaum einer der Meister erreichte im besten Jahr 1840 die 300 Gulden Jahreseinkommen, die man im Badischen zur gleichen Zeit als unterste Grenze für einen Uhrmacher annahm; und schon nach weiteren drei Jahren war der Umsatz – und damit auch das Einkommen – wieder auf den früheren Stand abgesunken.

Entgegen ihren großen Hoffnungen konnte keiner der Uhrmacher seine Lebensverhältnisse entscheidend verbessern. Solange sie Arbeit hatten, werkten die meisten von ihnen in ihren Wohnstuben, oder soll man sagen: sie wohnten in ihren Werkstätten? Von Locherhof lesen wir: *Beinahe alle treiben zugleich Feldebau, arbeiten alle in Wohnstuben.*¹⁹ Wohnen und Arbeiten waren eins, zumal der Raum in den winzigen Häuschen knapp war. Die Kinder mußten

von klein auf mithelfen, ebenso die Ehefrau, die obendrein noch den Haushalt, das Vieh und den Garten zu versorgen hatte. Die Nahrung mußte sich im Schwarzwald zumeist auf die wenigen Erzeugnisse aus der eigenen Wirtschaft beschränken, und das waren hauptsächlich Milch und Kartoffeln. Fast alles andere mußte dazugekauft werden, wenn Geld da war: das unentbehrliche Getreide, der Kaffee oder Kaffee-Ersatz, der die Leistungsfähigkeit steigern sollte, die Kleidung, die Schuhe. Die Familienwirtschaft funktionierte überhaupt nur auf der Grundlage der eigenen Kleinstandwirtschaft, die die Subsistenz sicherte und es ermöglichte, daß die Arbeitskraft der Familie so billig in das Hausgewerbe eingebracht werden konnte. Denn in der Hausindustrie wurde nicht nach Stundenlöhnen, Produktivität und Wirtschaftlichkeit gefragt. Für die Familienwirtschaft war es immer nur entscheidend, den eigenen Unterhalt durch die Landwirtschaft – eine oder zwei Kühe, ein kleiner Kartoffelacker und vielleicht ein Garten – gesichert zu wissen und über das Gewerbe gerade soviel dazu zu erwirtschaften, daß die tradierten ökonomischen und sozialen Bedürfnisse befriedigt werden konnten, immer im Bestreben, eine *Ausgewogenheit zwischen der Beschwerlichkeit des Arbeitsaufwandes und den Imperativen der familiären Bedürfnisbefriedigung*²⁰ herzustellen. Deswegen kam es in den Anfängen der Schwarzwälder Uhrmacherei vor, als das Geld noch leichter verdient war, daß man sich durchaus damit begnügen konnte, drei Tage in der Woche zu arbeiten.²¹ Andererseits war das System aber nicht in der Lage, flexibel zu reagieren, wenn das angesprochene Gleichgewicht nachhaltig gestört war, wenn die Beschwerlichkeit der Arbeit überhand nahm. Je größer der Preisdruck wurde, desto mehr arbeiteten die Uhrmacher, um immer weniger zu verdienen. Anders als ein Fabrikarbeiter, der auf einen Mindestlohn bestehen mußte, wollte er nicht verhungern, konnte der Hausgewerbler noch weiter nachgeben, hatte er doch noch seinen Grundstock an alimentärer Eigenversorgung, auf den er zurückgreifen konnte.

Deshalb war auch die eigene Landwirtschaft umso wichtiger, je ärmer die Uhrmacher waren. Johannes Obergfell aus Sulgau, Ortsteil Schönbronn, z. B. kümmerte sich in der warmen Jahreshälfte um die Landwirtschaft und verfertigte nebenher Uhren: *Dieser Johannes Obergfell arbeitet allein im Sommer, alle Jahre von Georgi bis zum November, dann packt er seine Uhren in eine Kiste und geht damit in die Schweiz, wo er seine bekannten Leut hat, und verhandelt seine Uhren, und auf Georgi kommt er wieder jeden Jahres. Der Johannes Obergfell ist mit gutem hinlänglichen Handwerkszeug versehen und könnte deswegen mit ein oder zwei Gehilfen*

*schaffen, aber er arbeitet ein Jahr wie das andere gleich fort, denn die Gesellen haben großen Lohn, und die Frucht ist teuer, und hat das Gewerbe beim Obergfell seit dem Jahr 38 weder ab- noch zugenommen.*²²

Mit den rund hundert Uhren, die er auf diese Weise jährlich herstellen und vertreiben konnte, war kaum noch ein Verdienst zu erzielen. Das gleiche gilt auch für Christian Obergfell aus Sulgau, der 1839 etwa zweihundert Uhren herstellte. Er gab seine Uhren an verschiedene *Paker im Land, nach Schweningen oder wohin ers zuerst verkaufen kan, wenn er nur wieder 10 bis 12 Stück hat*. Was er dafür erhielt, kann nicht weit gereicht haben, zumal die gefertigten Uhren von minderwertiger Qualität waren. *Er ist ein armer Mann, und hat noch den guten Handwerkszeug nicht.*²² Andere Uhrmacher taten sich etwas leichter, aber keiner konnte sich aus der Armut befreien. Dasselbe galt auch für die Nebengewerbe. Der Gestellmacher Haas aus Aichhalden mußte – wie bereits erwähnt – sein Gewerbe schon nach kurzer Zeit wieder aufgeben, und auch die Schildmaler Jäckle und Reiner kamen in ihrer besten Zeit nur auf wenig höhere Einkommen. Noch mehr als bei den Uhrmachern hing

bei den Schildmalern der Gewinn von der Zahl der beschäftigten Gesellen ab. Während der von Anfang an ärmere Reiner mit einem Gesellen im Jahr 1839 immerhin 626 Gulden erwirtschaftete, wovon allerdings noch mehr als die Hälfte für Gesellenlohn und Kost sowie für das Material abzurechnen wären, produzierte Jäckle im gleichen Jahr Schilder im Wert von 1351 Gulden mit einem Gesellen und zwei Lehrlingen; das heißt für Jäckle blieb unterm Strich etwa doppelt soviel übrig wie für Reiner. Jäckle wurde aber von der bald einsetzenden Krise und dem damit verbundenen Preisverfall härter getroffen: 1842 arbeitete er nur noch allein und setzte gerade 226 Gulden um, während Reiner weiterhin mit einem Gesellen arbeitend etwa gleich viele Schilder wie 1838 für nunmehr 575 Gulden verkaufte.

Als Packer, als Exporteure von Uhren in größeren Partien, zu wenig Kapital

Was die Vermögensverhältnisse angeht, so gab es nur eine Ausnahme unter den in den genannten Orten im Uhrengewerbe Tätigen: das war der Gießerei-

Aufnahme einer Uhrmacherwerkstatt aus dem 19. Jahrhundert.



besitzer Andreas Müller in Sulgen. Müller war Bauer mit einem geschätzten Vermögen von 12 – 15 000 Gulden und hatte 1835 eine Gießerei eingerichtet, ohne allerdings selbst etwas von diesem Handwerk zu verstehen. Er hatte auch Gewerbeförderung beantragt – stolze 4000 Gulden²³ –, aber nichts erhalten, weil ihm die zuständige Stelle die Befähigung zur Führung des Betriebes nicht zutraute und man zudem davon ausging, daß an leistungsfähigen Gießereien kein Mangel war. 1837 machte Müller beachtliche 10 000 Gulden Jahresumsatz, und er konnte seinen Gesellen einen Jahreslohn von 200 Gulden zahlen. Er versorgte die Uhrmacher der Gegend mit Messingrädern und Glocken, ja er exportierte sogar über die Grenze nach Baden. Dennoch sollte sich die Skepsis des Vereins für Gewerbeförderung sehr bald bestätigt finden: schon fünf Jahre nach Eröffnung mußte Müller seine Gießerei wieder schließen, weil er nicht im Stande war, sie wirtschaftlich zu führen.

Müllers Aktivitäten beschränkten sich jedoch nicht nur auf die Gießerei, er war auch als der bei weitem finanzkräftigste Packer in Erscheinung getreten. Schon 1837 hatte er über 2000 Gulden Forderungen an Uhrenhändler im Ausland²³, auf deren Eingang er nach eigenen Angaben oft ein Jahr lang warten mußte. Müller bezog seine Uhren aus der ganzen Umgebung und verschickte sie kistenweise – Kisten im Wert von 500 bis 600 Gulden, d. h. mit 200 bis 300 Uhren – an Uhrenhändler in ganz Europa. Seine Lieferanten arbeiteten nach Auftrag: *Die Bestellungen sind immer derart, die Uhrenpaker laufen bey den Uhrenmachern herein oder schreiben wieviel kanst du mir auf diese oder jene zeit derart Uhren machen, wenn oft 3 bis 400 Uhren vorrätig wären, so neme ein Paker alle. Sie gehen also immer von der Hand weg. Wenn noch 10 mal soviel Uhrmacher vorhanden wären, welche gute Arbeit bieten, so hätten alle Arbeit genug.*²³

Uhrwerke, Uhrenschilder, Pendel und Gewichte wurden gewöhnlich in passender Auswahl zu einer Ladung zusammengestellt, wobei die endgültige Kombination jedoch dem auswärtigen Händler überlassen blieb, der sich so den Wünschen seines Kundenkreises anpassen konnte. So wird 1840 aus Sulgen berichtet: *Die Uhrenschilde werden an verschiedene Uhrenhändler geschickt, welche im Auslande handeln, denn die Schilde werden erst von den Händlern auf die Uhren gemacht beim Verkauf der Uhren, nachdem die Käufer Schilde verlangen, große oder kleine, und so werden sie von den Uhrenhändlern bei den Meistern wieder bestellt.*²⁴

Diese stark an den Marktbedürfnissen orientierte Praxis – gerade die Schilder wurden je nach vorherrschendem Geschmack des anvisierten Absatzgebietes

verschieden gestaltet – trug wesentlich dazu bei, daß die Packer kaum mit Absatzschwierigkeiten zu rechnen hatten. Schon eher ein Problem selbst für die finanzstärksten unter ihnen war die Kreditierung der Uhren bis zum Eingang des Verkaufserlöses, zumal dann, wenn die jeweiligen Uhrmacher besonders arm, ihre Ware von minderer Qualität und die Sicherheiten entsprechend beschränkt waren. So überstieg das Geschäft schließlich auch Müllers Möglichkeiten, und er gab mit der Gießerei auch das Packen auf.

Wie das Beispiel Andreas Müllers zeigt, setzte das Uhrenpacken in dieser Zeit schon erhebliche Finanzreserven voraus, war dann aber auch der einträglichste Gewerbezweig. Dennoch verleiteten die möglichen Gewinne auch vergleichsweise mittellose Uhrmacher wie namentlich Andreas Martin von Schönbronn und Mathäus Schuler von Aichhalden, sich als Packer zu versuchen. Martin wollte sein beantragtes Darlehen aus der Staatskasse teilweise zum Uhrenpacken verwenden und beantragte 300 Gulden. *Zum Zweck des Ankaufs, Verzalens und Versendens von Uhren in größeren Partien in entfernte Länder und 400 Gulden zu besserer und ausgedehnterer Betreibung der Uhrmacherei*²⁵, stieß aber beim Ausschuß des Vereins für Gewerbeförderung auf Ablehnung: *Er steht, soviel aus jenenZeugnissen sich ergibt, mit den im Auslande befindlichen Händlern in unmittelbarem Verkehr und muß diesen mehrmonatlichen Credit geben. So sehr es nun für die inländische Uhrenfabrikation zu vermischen ist, daß im Lande noch keine Handlungen bestehen, welche für den Verschluß der Uhren im Auslande sorgen, so mochte doch ein unbemittelter Uhrmacher nicht geeignet seyn, diese Lücke auszufüllen, und es möchte sogar nicht einmal gerathen seyn, einem solchen, wäre es auch nur behufs des Absatzes der eigenen Fabrikate die Einschlagung jenes Weges durch eine Staatsunterstützung zu erleichtern, da derselbe mit manchen Gefahren verbunden ist, die sich für einen Mann, dem merkantilistische Kenntnisse fehlen, sehr vermehren.*²⁶

Trotz dieser Absage betätigte sich Andreas Martin in bescheidenem Umfang als Packer. Auch Mathäus Schuler von Aichhalden packte Uhren. Er kam in Bedrängnis, als er 1842 dem Schiltacher Uhrmacher Trautwein für über 70 Gulden Uhren abnahm und an seine beiden Brüder, die in Schlesien den Uhrenhandel betrieben, verschickte.²⁷ Trautwein ging davon aus, daß Schuler die Uhren gekauft hatte, und verlangte deshalb, nachdem schon über ein Jahr vergangen war, endlich die Bezahlung seiner Ware. Schuler aber hatte soviel Geld nicht und behauptete, er hätte die Uhren lediglich gepackt – also in Kommission genommen –, und er könnte nicht bezahlen, bevor seine Brüder ihm den Erlös nicht ge-



Ortsmitte von Aichhalden auf der Hochfläche bei Schramberg mit der katholischen Kirche St. Michael; Postkarte aus der Zeit um 1910.

schickt hätten. Da der von Trautwein angerufene Gemeinderat diesem aber recht gab, entschloß sich Schuler schließlich, seine Brüder aufzufordern, ihm den Erlös für die bereits verkauften Uhren sowie die unverkauften Uhren zuzuschicken. Da die Uhren aber nach nunmehr eineinhalb Jahren *ganz verdorben* waren und Trautwein bezeichnenderweise – dies zeigt, wie austauschbar die Werke waren – auch nicht in der Lage war zu sagen, ob die zurückgekommenen Uhren tatsächlich die von ihm hergestellten waren, weigerte er sich, diese anzunehmen. Genauso lehnte er es ab, die Rechnung zu bezahlen, die Schuler ihm präsentierte. Dieser hatte nicht nur das Porto für den Postversand der Uhren gefordert – Uhrenträger waren hier also längst nicht mehr im Spiel –, sondern auch *Mühe und Kosten* seiner Brüder, das Porto für fünf Briefe aus Schlesien und sogar einen Gang nach Schramberg, wo er die zurückgekommenen Uhren von der Post abholte, in Rechnung gestellt. Über den Ausgang des Streites wissen wir nichts. Schuler mußte aber das Uhrenpaketen bald aufgeben, wozu auch Martin schließlich gezwungen war.

Nach 1840: Krise der hausindustriellen Uhrmacherei – Die Betroffenen zahlen die Zeche

Als Anfang der vierziger Jahre der Konkurrenzdruck sich erheblich verstärkte – die Amerikaner begannen mit ihren unter erheblichem Maschineneinsatz rationell hergestellten, robusten «Amerikaneruhren» in den europäischen Markt einzudringen –, bedeutete das für das kaum entstandene Uhrengewerbe in den Gemeinden um Schramberg schon das Ende. Die wenigen halbwegs erfolgreichen Jahre hatten nicht ausgereicht, genügend Reserven anzusammeln, um die folgenden schweren Jahre der Schwarzwälder Uhrmacherei zu überstehen. Nacheinander stellten alle Aichhaldener, Sulgener und Sulgauer Uhrmacher und Schildmaler ihr Gewerbe ein. Diejenigen unter ihnen, die Mittel der Gewerbeförderung erhalten hatten, mußten sie zurückzahlen. Den Anfang machte Andreas Zehnder, der schon 1840 aufgeben mußte: *Da nach einer von dem Schultheißenamt Aichhalden unterm 21. Novbr. 1840 eingekommenen Anzeige (. . .) das Uhrmachereigenschaft des Zehnder sich aufgelöst hat, so wurde am 25sten*

Novbr. die Heimzahlung des Staatsanlehens binnen 6 Wochen oberamtlich verfügt.²⁸

Bei Vermeidung der Execution mußte Zehnder 500 Gulden an die Staatskasse zurückzahlen. Einer seiner Söhne suchte sich eine andere Beschäftigung, während der andere auf die benachbarten Orte hinausgegangen (war), um dort alte Uhren zu richten, weil nun niemand mehr zu Hause auf der Uhrmacherei arbeitet.²⁹ Zehnder verkaufte sein gesamtes Werkzeug nach Oberndorf. Wie er seine restlichen Schulden begleichen konnte, wissen wir nicht. Er versuchte jedenfalls, sich später als Nachtwächter seinen Lebensunterhalt zu verdienen.³⁰ Schuler, ebenfalls nicht mehr als Uhrmacher tätig, wurde 1844 bestraft, weil er verbotenerweise Wied- und Hopfenstangen gehauen und verkauft hatte,³¹ um so sein Einkommen aufzubessern. Sonst ist von beiden nichts mehr überliefert. Zu Kaspar Haas finden sich zwei aufschlußreiche Einträge im Gemeinderatsprotokoll und im Aichhaldener Bürgerbuch: *Da bei Kaspar Haas viel Schulden eingeklagt sind, so wurde heute dem Haas vom Gemeinderath noch ein Termin von 8 Tagen geben. Wenn nun Haas während dieser Zeit die eingeklagte Schulden nicht bezahlt hat so wird ihm sein Habschaft verkauft. (1. 9. 1842) – Kaspar Haas, Tagelöhner Aichhalden, geb. 14. 5. 1806, gest. 11. 12. 1854, in seiner Wohnung erhenkt.*

Im Jahre 1845 berichtete die Gemeinde Sulgen via Oberamt nach Stuttgart, daß solches Gewerbe sämtlich aufgehört hat in der Gemeinde Sulgen, und daß sich die Uhrenmacher größtenteils auf den Uhrenhandel begeben haben.³² Ein Jahr später wird auch aus Aichhalden und Sulgau von keinem Uhrmacher mehr berichtet. Nach kaum zehn Jahren hatte sich der Versuch, in diesen Orten das Uhrengewerbe dauerhaft anzusiedeln, als Fehlschlag erwiesen.

Viele Gründe haben zum Scheitern des Versuchs beigetragen. In erster Linie aber war es der Umstand, daß die Boomjahre zwischen 1830 und 1840 eine goldene Zukunft vorgaukelten, die die hausindustrielle Uhrmacherei auch in ihrem traditionellen Verbreitungsgebiet tatsächlich nicht mehr hatte. Anstatt den Zeichen der Zeit zu folgen und die Gründung von größeren Betrieben, Manufakturen oder Fabriken zu fördern, was die Arbeitsteilung weiter vorangetrieben, den Einsatz neuer Maschinen erlaubt und die Produktion verbilligt hätte, ging man von seiten der württembergischen Staatsregierung, getrieben von der irrationalen Angst vor der Proletarisierung der Landbevölkerung, halbherzig daran, Kleinstbetriebe, deren Betreiber aus den untersten Gesellschaftsschichten kamen und weder über Ausbildung noch über Eigenkapital verfügten, durch Darlehen zu unterstützen, um so eine Pro-



Die Familie in der Werkstatt: romantisierende Darstellung der Fertigung von Schwarzwalduhren; Stahlstich 19. Jahrhundert.

duktionsform – die Hausindustrie – am Leben zu halten, deren Ende sich bereits allenthalben abzeichnete.

Die Rechnung für das gescheiterte Experiment beghlichen allein die Betroffenen: alle Darlehensempfänger mußten ihre Schulden kurzfristig zurückzahlen, als sie gezwungen waren, das Gewerbe aufzugeben. Viele von ihnen standen nun ärmer da, als sie angefangen hatten. Sie hatten für ihre Verhältnisse gewaltige Summen in Werkzeug investiert, das sie nun nicht mehr brauchen konnten; von all den enttäuschten Hoffnungen ganz zu schweigen.

Wir wissen wenig darüber, was aus ihnen geworden ist. Das behördliche Interesse an ihnen endete, als das Geld zurückgezahlt war. Teils wanderten sie aus, gingen auf den Uhrenhandel, arbeiteten wieder als Tagelöhner oder fanden Arbeit in einem anderen Gewerbe. Arm blieben sie alle.

In Schramberg rettet die Fabrik wenigstens die Arbeitsplätze

Etwas anders verhielt es sich in Schramberg selbst; hier konnten sich einige Uhrmacher über die Krise der 40er Jahre retten. Aber auch sie mußten sich ihr Brot schwer verdienen. Von zweien der frühesten Schramberger Uhrmacher, von Johannes und Anton Nagel, sind uns die Erbteilungsurkunden überliefert. Im Falle von Johannes Nagel lehnten seine Kinder die Erbschaft ab, weil die Schulden des Verstorbenen das Vermögen weit überstiegen, und beim Tod der Frau von Anton Nagel betrug die Schulden immerhin zwei Drittel der Hinterlassenschaft.³³

Bis 1861 Eberhard Junghans seine Uhrenfabrik in Schramberg eröffnete, konnte sich das Uhrengewerbe in dieser Stadt noch halten,³⁴ aber eine Quelle des – noch so bescheidenen – Wohlstands war es nicht geworden, so daß man sich hüten sollte, die Einführung der Fabrikarbeit als das Ende des freien und selbständigen Uhrmachers im Schwarzwald zu sehen. Dessen Zeit war unwiederbringlich abgelaufen, und die Fabrik rettete wenigstens die Arbeitsplätze. Die Uhrenfabrikation wurde nun unter einer qualifizierten technischen und kaufmännischen Leitung betrieben, und zur Humanisierung der Arbeitsplätze und zur Verbesserung des Lebensstandards der Werk tätigen konnte langfristig eine organisierte, solidarische Arbeiterschaft mehr beitragen als es die unorganisierten, sich in ihren Einzelinteressen verlierenden Hausgewerbler hätten tun können.

Anmerkungen

- 1 Einen guten Überblick über die Entwicklung der Schwarzwälder Uhrenindustrie bieten die beiden Bände von Gerd Bender: *Die Uhrmacher des hohen Schwarzwaldes und ihre Werke*, Villingen 1975/78; dort auch eine nahezu vollständige Zusammenstellung der Literatur zum Thema.
- 2 vgl. die Ausführungen bei Julius Kuckuck: *Die Uhrenindustrie des Württembergischen Schwarzwaldes* (= Zeitschrift

- für die gesamte Staatswissenschaft, Ergänzungsheft XXI), Tübingen 1906; sowie: Peter Kurz (Hg.): *200 Jahre Schwenninger Uhren*, Schwenningen 1965.
- 3 StadtA Schramberg, Gewerbe und Handel a) Uhrmacher (1829 – 1864), IVa, b
 - 4 StadtA Schramberg, Gewerbe und Handel a) Uhrmacher (1829 – 1864), I
 - 5 HStA Stuttgart, E143, Bü 3203
 - 6 ebd. (16, 26. 9. 1837)
 - 7 ebd. (27, 6. 6. 1838)
 - 8 ebd. (26, 12, 1836)
 - 9 Aichhalden, Gemeinderatsprotokoll 7. 1835 – 6. 1837, S. 256 f.
 - 10 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203
 - 11 Aichhalden, Gemeinderatsprotokoll 7. 1835 – 6. 1837, S. 145 b.
 - 12 HStA Stuttgart, E 143, Bü 3203 (29, 7. 9. 1838)
 - 13 ebd. 42
 - 14 ebd., 21. 1. 1843
 - 15 StA Ludwigsburg, E 170 Bü 881 g 22
 - 16 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203 (16; StA Ludwigsbg., E 170 Bü 881 g 21
 - 17 Aichhalden, Gemeinderatsprotokoll 7. 1835 – 6. 1837, S. 87 f.
 - 18 Im württembergischen Bürgerrechts-Gesetz vom 4. Dezember 1833 heißt es: «Ein Gemeindebürger hat sich vor seiner Verehelichung gegen die Gemeindeobrigkeit über einen gewissen Nahrungsstand auszuweisen (. . .). Die Zulänglichkeit des Vermögens wird mit Berücksichtigung der verschiedenen persönlichen und örtlichen Verhältnisse im Einzelnen bemessen.»
 - 19 StA Ludwigsburg, E 170 Bü 881 g, 62, 1863
 - 20 Peter Kriedte / Hans Medick / Jürgen Schlumbohm: *Industrialisierung vor der Industrialisierung. Gewerbliche Warenproduktion auf dem Land in der Formationsperiode des Kapitalismus*. Göttingen 1978, S. 99
 - 21 vgl. August Meitzen: *Über die Uhrenindustrie des Schwarzwaldes*. In: *Alemannia, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache*, NF. 1, Freiburg 1900, S. 12
 - 22 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203, Beil 3, 12. 1. 1840
 - 23 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203, 47; StA Ludwigsburg, E 170, 881 g, 23. 9. 1837
 - 24 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203, Beil 3, 12. 1. 1840
 - 25 ebd., 14. 2. 1838
 - 26 ebd., 59, 6. 10. 1839
 - 27 Aichhalden, Gemeinderatsprotokoll 1. 1841 – 9. 1843, S. 127, 151
 - 28 StA Ludwigsburg, E 170, Bü 881 g, 21
 - 29 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3203 47, 15. 1. 1841
 - 30 Aichhalden, Schultheißenamtsprotokoll 1838
 - 31 Aichhalden, Gemeinderatsprotokoll 9. 1843 – 6. 1848, S. 61, 26. 4. 1844
 - 32 HStA Stuttgart, E 143 Bü 3202, 135; genannt sind England, Rußland und die Levante als Aufenthaltsländer
 - 33 StadtA Schramberg, Erbschaftssachen 1851, 1855 – 1865
 - 34 «Der Bericht der Junghansschen Fabrik für das Jahr 1868 bemerkt ausdrücklich, dass unter den 72 von ihr beschäftigten Arbeitern die meisten Familienväter wären, die früher in der Uhrmacherei selbständig, dabei nicht mehr ihre Rechnung gefunden hätten. 1878 konnte das Schramberger Mitglied der Handelskammer Rottweil in einem Bericht an die Kammer feststellen, dass es in Schramberg eine Hausindustrie für die Uhrmacherei nicht mehr gäbe. . . » Kuckuck, *Uhrenindustrie*, S. 53.